



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Fokke, Arnold: Die Million

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das letzte Ziel der Bildung in dieser Absicht wäre, daß jemand von sich in Wahrheit sagen könnte, es sei ihm nichts Menschliches fremd; freilich ein unerreichbares Ziel, dies Ziel Faustischen Begehrens:

Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen.

(Schluß folgt)



Die Million



eit den frühesten Tagen der Menschheit ist zur Beurteilung eines Epos, wenn es anders den vollgiltigen menschlichen Inhalt hatte, nichts anderes maßgebend gewesen als die Frage, wie es erzählt ist. Zu einer guten Erzählung aber gehört nicht bloß die folgerichtige Durchführung des Gedankens, die sichere Motivierung der Handlung, nicht bloß die entsprechende Diktion, die Sinnlichkeit des Ausdrucks und was dergleichen mehr ist, sondern in erster Linie das Vermögen des Dichters, die Dinge, die er behandelt, selber zu uns sprechen zu lassen. Wenn sich der Dichter der Odyssee hätte verleiten lassen können, den Kampf einer mächtigen Aristokratie mit dem patriarchalischen Königtum, der den Inhalt seines Epos bildet, in der Weise zu schildern, daß er nicht einen tatsächlichen Bericht natürlicher Vorgänge an Menschen und Dingen gegeben, sondern seine eigene Meinung von diesen Geschehnissen in den Vordergrund gestellt hätte, so würde er nicht zu der Geltung in den Gemütern der Menschen gekommen sein, die er noch jetzt hat, und die er auch immer behaupten wird.

Auch in unsern Tagen tobt ein heftiger Kampf, ein Krieg, der seinem Wesen nach auf dieselben Gründe zurückzuführen ist, wie alle ihm vorausgegangnen Ständekämpfe, der aber doch in der Form sehr von ihnen verschieden ist. Unsrer gegenwärtige Zeit steht unter dem Zeichen des Sozialismus, das heißt, daß auf allen Gebieten des Lebens, nicht bloß in den Niederungen, sondern auch auf den Höhen, von hüben und drüben das heiße Streben thätig ist, dem Dasein der Völker in der Form des Staats die möglichst breite Grundlage zu geben. Kein Wunder, wenn auch die Kunst in allen ihren Richtungen bemüht ist, diesem Ringen den angemessenen Ausdruck zu geben. Welches kann aber, oder welches muß der Ausdruck sein, der in der Kunstthätigkeit die eben bezeichnete Lebensbewegung zu begleiten hat? Ist es überhaupt notwendig, daß sich in dem Fortschreiten der Zeit, wenn der Menschheit immer neue und höhere Ziele winken, auch das innere Gesetz über jenen Ausdruck ändere? War

zu Homers Zeiten die Forderung äußerster Sachlichkeit unerbittlich, und kann sie jetzt, wo das Epos die Form des Romans angenommen hat, außer Acht gelassen werden?

Der soziale Roman beherrscht das Feld von Friedrich Spielhagen bis zu Zola. Mit Absicht habe ich die beiden hierher gestellt, weil sie die Pole einer Achse darstellen, die durch die Romanliteratur der modernen Völker hindurchgeht. Beide behandeln in ihren Werken das soziale Problem, aber wie grundverschieden sind sie in der Form dieser Behandlung! Der eine vorzugsweise reflektierend, der andre immer und bis ins kleinste hinein beschreibend, der eine der Mann des Gefühls und der starken Überzeugungen, die er mit mehr oder minder erregtem Raisonnement auch dem Leser beizubringen sucht, der andre der Mann der trocknen Wissenschaft, der ätiologisch ein Datum ans andre fügt und in seiner horizontalen Weiterbewegung kaum irgendwo eine krönende Höhe zu einem zusammenfassenden Überblick zu gewinnen vermag, der eine mit Gefühlen, mit Vermunftgründen und Ideen auf uns eindringend, der andre im wechselnden Spiel der Erscheinungen die Realität erblickend und nur damit zu wirken versuchend.

Es ist augenscheinlich, daß, wie sehr auch beide von der Richtigkeit des eingenommenen Standpunkts überzeugt sind, doch der eine von der künstlerischen Wahrheit so weit entfernt ist, wie der andre. Um kurz zu sein: diese künstlerische Wahrheit ist noch immer dieselbe, wie zu den Zeiten des alten Homer. Nicht selber predigen, sondern die bewegende Kraft in das Thun der Menschen hineinlegen, nicht dieses Thun bloß äußerlich beschreiben und die einzelnen Ereignisse mechanisch aneinanderreihen, sondern aus dem Grunde ihres Seins sie hervorspringen lassen, das ist es, worauf es ankommt, und noch immer ist der der größte Dichter, der so die Kunst mit Sicherheit zu üben vermag.

Von diesem Standpunkte der Beurteilung aus verdient auch der neueste Roman Theophil Zollings: Die Million, der zuerst in der Deutschen Romanbibliothek erschien und jetzt die Buchform erhalten hat,*) die höchste Anerkennung. Schon aus dem Titel kann man sehen, daß der Stoff dem Wellenschlage des augenblicklich flutenden Lebens entnommen ist. Es ist der Kampf ums Dasein, wo er in der Gegenwart am unerbittlichsten tobt, an der Börse, in den Kontors der reichen Kaufleute und großen Fabrikherren, in den Spinnfäden der mit Dampf arbeitenden Textilindustrie. Andre Punkte liegen auf der Peripherie der Handlung: die Bier- und Schnapskneipen der arbeitenden Masse, die Boudoirs der vornehmen Frauen aus der großen Welt des Adels und des bürgerlichen Reichthums, die Sport- und Rennplätze der goldnen Internationale. Die Handlung selbst geht aus den uralten Gegensätzen hervor, die von jeher das Leben der Menschen in Bewegung gesetzt haben: auf der einen

*) Verlag der Gegenwart, Berlin W, 57.

Seite alle Eigenschaften, die zwischen Liebe und Selbstverleugnung in der Mitte liegen, auf der andern alles, was aus Selbstsucht und Nichtachtung anderer Menschen hervorgeht. Nur muß man nicht glauben, daß Zolling diesem von aller Zeit her dagewesenen, um ihm Eingang bei dem Leser zu verschaffen, den eignen subjektiven Aufspuß geben zu müssen vermeinte. Er hält sich weder damit auf, langatmige Schilderungen von Seelenzuständen zu geben, um daraus die Handlung hervorgehen zu lassen, noch in ebenso langwieriger Erörterung die Gründe von etwas Geschehenem darzulegen, er ist so kurz in der Ausfüh-
 führung zeitlicher Umstände, wie in der Beschreibung örtlicher Verhältnisse. Das Wenigste ist für den Dichter gerade ausreichend, die Absichten seiner Kunstübung zu erreichen. Aus der Tiefe der Charaktere tritt in der Handlung selbst der Zug hervor, der der wesentliche und für alles andre entscheidende ist. Dadurch erreicht er den doppelten Vorteil, daß er erstens selbst nicht immer von neuem anzusetzen braucht, wenigstens nicht mehr, als durchaus notwendig ist, und daß er zweitens dem Leser nicht gerade das Schönste bei der Lektüre vorwegnimmt, den eigentümlichen Reiz, von der Zentralstelle aus die verbindenden Fäden durch die eine Handlung bis zur andern fortzuführen und damit in dem eignen Erfassen der Einheitlichkeit den höchsten Genuß am Kunstwerk zu finden.

Der Beweis für diese Behauptung könnte an allen Personen, die die Handlung zu tragen haben, geführt werden. Aber wir wollen hier nur von den beiden Hauptfiguren sprechen. Wenn Adelsheid von Berkow, später die Gattin des einem hochfeudalen Regiment angehörenden Leutnants von Lenz, bei Gelegenheit einer Wasserfahrt in aufwallendem Gefühle (und ohne sich ihres Thuns bewußt zu werden) das strampelnde und lachende Kind der Fischersfrau an ihr Herz drückt, so ist das eine unbewußte Lebensäußerung, die mit aller Klarheit den ganzen Zug und die Richtung ihres Wesens offenlegt. Sie kann in ihrer Ehe unglücklich werden, und sie wird es, aber sie wird immer das treue Weib, die liebende Mutter sein; nehme man sie, wo man will, immer wird sie das thun, was ihr der edle Drang des Herzens gebietet. Umgekehrt ist es mit der andern, der Frau des jungen Spinnereibesitzers Lenz, des Wetters des Leutnants. „Um Gottes willen, nur keine Kinder!“ ruft sie, als eine Unpäßlichkeit nach der Hochzeitsreise ihr als die natürliche Folge ihrer Verheirathung dargestellt wird. Es ist nichts weiter nötig, als diese Empörung gegen die Natur, um sich in allen Zügen die femme fin de siècle zu erklären, zu der sich Bicky Lenz im Verlaufe des Romans entwickelt.

Noch einen Augenblick müssen wir bei dem besprochenen Punkte verweilen. Beide Frauen werden, wie schon angedeutet, in ihrer Ehe unglücklich, und darin unterscheidet sich der Zollingsche Roman in nichts von den unzähligen Dichtungen epischer und dramatischer Natur, mit denen die sensations-
 süchtige Lesewelt Tag für Tag gefüttert wird. Aber der große Unterschied

liegt darin, daß in der Regel in diesen Erzeugnissen der Kunst die Weiber über ihr Unglück zetern oder hysterische Thränen weinen, und daß die Verfasser ihre philosophischen oder soziologischen Abhandlungen dazu schreiben. Der Verfasser der „Million“ weiß, wohin dergleichen gehört, und unterläßt es deshalb wohlweislich in seiner Erzählung. Wenn er die Frauen seines Romans irgend welche Äußerungen thun läßt, so sind das neue Handlungen, die aus demselben Grunde ihres angeborenen Charakters emporsteigen, wie die erste. Im übrigen ist es vom höchsten Interesse, die Bethätigungen dieses Charakters als Motive oder Reflexe in dem Thun anderer vom Dichter wiedergegeben zu sehen. Mit dem besten Rechte hütet er sich, zu viel von den Eifersuchts- und Familienszenen Madame Bickys zu zeigen, aber was in ihr vorgeht, das wird unter der größten Teilnahme des Lesers in dem Handeln und Leiden ihrer Jose klar. Auf einen feinen poetischen Zug möchte ich hier besonders aufmerksam machen. In dem richtigen Zuge ihres mehr vom Ahnen als vom Wissen getragenen Herzens erkennt Frau Lenz in ihrer Jose die bessere Nebenbuhlerin um die Zuneigung zu ihrem Manne. Daher denn zahllose Kränkungen, die später nach erkanntem Unrecht mit übertriebenen Geschenken wieder gut gemacht werden sollen. Aber auch das erfahren wir nicht aus breiter Erzählung des Dichters selbst, sondern aus gelegentlichen Äußerungen, die er dramatisch andre Personen machen läßt.

Zolling ist in der That ein sehr geschickter Erzähler; am einleuchtendsten tritt uns das dort entgegen, wo die eigentliche soziale Frage berührt wird. Der Mensch als Sklave des Kapitals und der Maschine: es giebt kein verlockenderes Thema für den modernen Epiker. Kaum einer hat dem Drange widerstehen können: es läßt sich so schön über der Erscheinung Grund philosophiren. Selbst Paul Heyse hat nicht zurückbleiben wollen, und im „Merlin“ nimmt sein Raisonnement über die Lösung der großen Frage nach der religiösen Seite hin keinen geringen Raum ein. Aber es genügt für den echten künstlerischen Realismus nicht, den von ihm aufgestellten Figuren bloß schöne Reden in den Mund zu legen; wie der Dichter Falkner, so ist auch der mit großer Breitspurigkeit auftretende Arzt nur ein Automat, der sprechen muß, was ihm Heyse „suggerirt.“ Zollings dichterische Personen halten auch Reden, aber was sie sprechen, ist Handlung. Deshalb Handlung, weil ihre Worte nirgends den Anschein von etwas von langer Hand her im Dichter vorbereitem haben, sondern jedesmal als die Wirkung des im Augenblick reizenden Motivs erscheinen. Wenn es dem am Spinnstuhle beschäftigten Arbeiter blickartig durch das Gehirn zuckt, wie Vernunft und Verstandeskraft des freien Menschen eigenster Besitz, in das Sklavenjoch der unfrei arbeitenden Maschine gespannt ist, und wenn dann dieser Erkenntnis der gar nicht zurückzudämmende Ausbruch der Leidenschaft folgt, so ist das eine Handlung, die man mit Recht den Geburtsakt der bessern Seite des Sozialismus nennen könnte.

Soll ich noch weitere Beweise bringen, soll ich zeigen, wie auch das entgegengesetzte Prinzip in der Seele des Arbeiters im Zollingschen Romane thätig wird, oder wie auf Seiten der Arbeitgeber Gewährung und Verfassung lebendig werden? Ich denke, dem Leser die Mühe sparen zu dürfen. Wenn er selbst das Buch in die Hand nimmt, wird er finden, daß überall jene Objektivität herrscht, an die allein die volle künstlerische Wirkung geknüpft ist. „Senswärts von Gut und Böse“ ist die moderne Forderung: hier ist sie erfüllt. Nicht, als ob der Dichter selber kein Urteil hätte, er hat es sogar überall, nur hält er sorgfältig damit zurück. Denn nicht er will entscheiden, sondern der Leser soll das Urteil fällen, und selbst wenn er diesem damit vorzugreifen scheint, daß er schließlich dem Guten zum Siege verhilft, so thut er es doch mit einer so fest an die Thatfachen geknüpften Motivierung, daß über die Notwendigkeit des Ausgangs nirgends ein Zweifel aufkommen kann.

Wenn ich trotzdem über einen Punkt einen Tadel nicht unterdrücke, so erstreckt er sich doch auf etwas Nebensächliches. Lene, die schon erwähnte Kammerzose der Frau Lenz, ist augenscheinlich vom Dichter mit besonderer Vorliebe gezeichnet worden. Sie ist auch von ihm dazu ausersehen, das Hindernis hinwegzuräumen, das dem Glück der beiden Liebenden im Roman entgegensteht. Dagegen ist nichts einzuwenden, und sie muß es auch, so wie ihre Natur sie treibt. Aber war es nötig, daß sie, um das Glück anderer zu fördern, selber mit dem Bewußtsein eines schweren Verbrechens auf der Seele in den Tod ging? Hier klappt eine Lücke in der Erzählung, die das tiefe Gefühl der Befriedigung, das den Leser überall sonst erfüllt, wesentlich beeinträchtigt.

Wilhelmshaven

Arnold Joffe



Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

(Fortsetzung)

5



Es war tief in der Nacht, als sie endlich erwachten. Lucie fuhr erschrocken empor und mußte sich erst besinnen, wie es kam, daß sie sich mitten im Walde befand. Franz bedurfte der Überlegung nicht, ihm waren die Ereignisse des vergangenen Tages in die Träume gefolgt und hatten ihn geängstigt. Als er der Geliebten davon erzählte, dachte sie nach.

Wir hat auch geträumt, tröstete sie ihn, und nun weiß ichs wieder, Liebster, es war etwas Schönes und Golbes. Wir fuhren auf dem Meere, auf schwankendem